dann hast du den ersten vernünftigen Schritt getan, denn, Emil, lieben, ohne davon überzeugt zu sein, daß man wieder geliebt wird und daraufhin sogar schon Pläne schmieden wollen, das heißt, ein Haus ohne Grund bauen. Ich habe in meinem Leben so manche unglückliche Liebe keimen, blühen und — absterben sehen und mir meine Lehren daraus gezogen. Glaube mir, daß Vernunft in der Liebe wohl nicht zuerst, aber auch nicht zuletzt kommen darf. Emil, mein lieber Sohn, laß dir noch von deiner alternden Mutter sagen: „Es gibt so vieles im Leben, das wir für gut halten, weil es unsern von arger Lust getrübten Augen als gut erscheint, wenn uns aber durch das Schicksal die Binde, die die Erkenntnis bisher von uns ferngehalten davon genommen wird, dann ist es meist zu spät, und ruft man vorher dem unerfahrenen Stürmer ein Halt zu, so gibts keine Ohren, welche hören. Also, herzliebster Emil, sei vernünftig und höre auf deine Eltern, die es wahrhaftig gut mit dir meinen. Reue ist bitter." Während dieser, aus vollster Liebe gesprochenen Worte, hatte sich die Mutter neben ihren Sohn gesetzt und seine Rechte mit der ihrigen umfaßt. Emil schwieg. Die Mutter wußte, daß dieses Schweigen nichts mit dem Trotz zu tun hatte. Nun trat auch der Vater wieder in die Laube. „Emil sprach er ernst, „ich muß noch einmal kommen. Es läßt mir in der Stube keine Ruhe. Emil, du bist alt und verständig genug, um dir es genau überlegen zu können was dir soeben deine Eltern in wohlmeinendster Absicht gesagt haben. Solltest du trotzdem anders handeln wollen, als wir von dir erwarten, so merke noch das letzte Wort deines Vaters in dieser Angelegenheit: „Kehre, wenn du merkst, daß wir recht haben, beizeiten um, ehe es zu spät ist." Emil wollte darauf etwas sagen. Er vermochte es nicht. Das Herz war übervoll und doch preßten sich seine Lippen krampfhaft zusammen. „Emil, du tust gut daran, daß du nichts darauf erwiderst. Es könnten vielleicht voreilige Worte leere Versprechungen sein. Wir werden nun nicht mehr davon reden. Gebe Gott, daß du nicht früher oder später voll Reue ausrufen mußt: „O Vater, o Mutter, hätte ich Euch gefolgt!" „Komm Mutter, wir wollen Emil sich selbst überlassen." Noch einen Blick voll innigster Liebe richtete die Mutter auf ihren Sohn, dann folgte sie dem Vater. Emil blickte beiden so lange nach wie es ihm möglich war, dann falteten sich seine Hände und er betete aus tiefstem Herzen: „Himmlischer Vater, du Lenker unserer Geschicke, deiner weisen Führung will ich es überlassen. Möge ich dabei das Rechte erkennen und darnach handeln. Amen." Die scheidende Sonne, die ihm noch goldige Strahlen durch die Blätter des die Laube beschattenden Jasmin als Abschiedsgrüße zuschickte, ließ ihn hoffnungsfreudig aufblicken. Sollte sich seine Zukunft so goldig gestalten wie das Lichtmeer am Abendhimmel? Aber es zaubert die untergehende Sonne! Vielleicht ist dir nur ein kurzes Liebesglück beschieden? Eine Träne stahl sich in sein Auge, als er den rotgoldigen Sonnenball unaufhaltsam verschwinden sah. (Fortsetzung folgt.)

Was vor 100 Jahren über Frankenthal b. Bischofsw. geschrieben wurde.

(Nachdruck verboten.)

Ein freundlich gelegener Ort in Bischofswerdas Nähe ist das stattliche Kirchdorf Frankenthal, eine Siedelung jener fränkischen Kolonistenwelle, die ums Jahr 1200 über das Vogtland und das Erzgebirge nach Osten ging. Daher auch der Name dieses Dorfes. — Ueber Frankenthal wird vor 100 Jahren folgendes geschrieben:

Frankenthal ist ein Dorf in der Oberlausitz, im Bautzner Hauptkreise, nahe an der meißnischen Grenze und eine Stunde von Bischofswerda und 1½ Std. von Stolpen gelegen. Es grenzt an die Fluren Goldbach, Großröhrsdorf, Bretnig, Rammenau und Harthau. Es hat 45 Rauche, 700 Einwohner und einen Beizoll, eine Pfarrkirche, eine Schule und ein Rittergut. Nach Frankenthal ist ein Teil des Dorfes Bretnig eingepfarrt. In diesem Dorfe gibt es viele Leinweber und Bandwirker. Durch das Dorf fließt in südöstlicher Richtung ein Bächlein, das der Rammenauer Bach verstärkt. Die Kirche steht östlich über der Mitte des Dorfes und zu ihrem Sprangel gehört die diesseits des Baches gelegene Seite von Bretnig. Eine hierher gehörige Mühle liegt an der Vereinigung des Dorfbaches mit dem Rammenauer Wasser. Nach Westen zu grenzt an die Frankenthaler Flur die Masseney, ein großer stolpenscher Kiefernwald. Am Rande der Masseney fließt die kleine Röder in südlicher Richtung und speist sechs Teiche der Frankenthaler und Harthauer Gegend. Dasselbe tut ein in Nordosten im Gebüsch fließender Nebenbach des Rammenauer Wassers. — Bekannte Besitzer des Frankenthaler Rittergutes sind: ums Jahr 1620 Hanns Wolf v. Ponikau; bis 1681 der Geh. Rat Graf Reinh. Dietrich v. Taube auf Neukirchen, Leuben, Wilthen, Rödern; 1723 ein Rittmeister v. Bünau auf Zuschendorf, welches er aber nebst Frankenthal 1757 verkaufte; 1769 der Kaufmann Andreas Gläser zu Pirna. — Zwischen Frankenthal und Rammenau befindet sich das Grab eines Frankenthaler Bauersmann, der sich einst aus Liebesgram entleibte. An jener einsamen Stelle soll es gar nicht geheuer sein. Der in ungeweihter Erde Begrabene findet keine Ruhe, und wer um Mitternacht hier vorübergeht, der hört aus jenem einsamen Grabe den Ruf: „Helft mir! Helft mir!" Wenn der nächtliche Wanderer in die Nähe des Selbstmördergrabes kommt, verirrt er sich, und fährt ein Geschirr um Mitternacht hier vorüber, dann geraten die Pferde in Unruhe und Angst, und der Fuhrmann vermag kaum, sie zu zügeln. Str.

Eine geschichtliche Erinnerung aus der Sächsischen Schweiz.

(Nachdruck verboten.)

Zwanzig Minuten nordwestlich von der vielbesuchten Schweizermühle im Bielatale entfernt, liegt das gegen 125 Einwohner zählende Dörfchen Raum. Es gehört zu den jüngsten Dörfern Sachsens. Im Anfange des 19. Jahrhunderts ist es entstanden und hieß ursprünglich „Der wilde Mann". — Einst war diese Gegend noch mit dichtem Wald überzogen, durch den aber eine vielbesuchte Straße führte. Da errichtete ein Mann an dieser mitten im weiten Walde ein Gasthaus. Fuhrknechte, Holzfäller und Reisende hielten in ihm gern Einkehr. Nun war aber die Gegend sehr verrufen. Allerlei Diebes- und Räubergesindel machte sie unsicher. Der „Diebesgrund" erinnert noch an jene Zeit. Dem Bewohner der einsam gelegenen Waldschenke gab der Volksmund den Namen „Der wilde Mann", wohl darum, da er der einzige Bewohner jener Wildnis war. Als nun im Laufe der Jahre neben dem stillen Wirtshause noch andere Leute sich ansiedelten, entstand nach und nach ein Dörfchen, auf das man sogar diesen Namen mit übertrug. Später nannte man das Walddörfchen „Raum", da dort durch das Schlagen des Waldes viel Raum zu weiterer Ansiedelung gegeben war. Alten Leuten ist aber die Bezeichnung „Der wilde Mann" noch sehr geläufig. Str.

Qual.

Eine Episode von Magda Trott.

Der Tod war überraschend schnell gekommen. Das junge, blühende Mädchen war beim Aepfelflücken von der Leiter gefallen, hatte am selben Tage über heftige Schmerzen im Kopf und Rücken geklagt, am nächsten Tage hatte man den Arzt gerufen, der ratlos die Schultern zuckte, denn Bianka lag völlig apathisch auf ihrem Schmerzenslager und nur ihre großen, dunklen Augen schweiften von Zeit zu Zeit unruhig durch den Raum. Mutter und Geschwister fragten besorgt, ob sie Schmerzen habe. Sie gab keine Antwort mehr, und als Bianka an diesem Abend die Augen schloß, hoben sich die Lieder am nächsten Morgen nicht mehr. Ohne daß jemand wußte, mußte sie in der Nacht friedlich hinüber geschlummert sein.

Als Frau Vallentin am anderen Morgen an das Bett ihrer Aeltesten trat, sah sie ein wächsernes Antlitz, fühlte eiskalte, erstarrte Hände. Man rief den Arzt, der konnte nichts mehr helfen, das junge Mädchen war tot. Er warf einen langen, trauriger Blick auf dieses junge Blut, das so früh von der Erde hatte scheiden müssen. Schon immer galt Bianka Vallentin für ein schönes Mädchen, jetzt, da sie in weißen Kissen so friedlich schlummerte, wirkte sie fast noch schöner. Das mäßig lange, tief dunkelbraune Haar hing ihr in zwei Zöpfen über die Schultern. Ueber der marmorweißen Stirn war es schlicht gescheitelt, einige Härchen kräuselten sich leicht und lagen wie feine Striche auf der jetzt gelblich schimmernden Haut.

Frau Vallentin hatte der Tochter die Hände über der Brust gefaltet, blühende weiße Rosen hatte man ihr auf die Bettdecke gestreut. Zahlreiche Tränen flossen um die Dahingegangene, denn Bianka war ein sanftes, liebes Mädchen gewesen.

Ein qualvoller Tag löste den andern ab. Der Tischler brachte den Sarg und unter heftigem Schluchzen legten die Eltern ihre Aelteste in den engen Schrein. Wie ein schönes Bild war die Tote anzusehen, das Antlitz von unendlichem Frieden überschattet. Man glaubte, sie schliefe und träume einen holdseligen Traum. Morgen würde sich der Deckel über dieses jungfräuliche Antlitz legen und wenige Stunden später würden die Erdschollen darauf kollern.

Stundenlang saß Frau Valentin bei der Toten. Von Zeit zu Zeit streichelte sie die eiskalten Hände. Sie sprach leise mit der Dahingegangenen und schuf sich selbst das denkbar größte Leid damit, daß sie sich ausmalte, wie furchtbar der morgige Tag sein werde.

„Dich muß ich der kalten Erde übergeben, so jung, so schön und so gut. Wie soll ichs ertragen, wenn sie morgen den Deckel aufschrauben."

Erst am späten Abend ging sie in das Schlafzimmer hinüber, nachdem sie vorher noch einmal nachgesehen hatte, ob auch die Kerzen, die zu den Häupten der Toten standen, noch lang genug waren, um zu leuchten.

Der Tag der Beerdigung kam heran. Mit tränenüberströmtem Gesicht hob sich Frau Vallentin von ihrem Lager.

„Wäre doch die heutige Qual vorüber!"

Sie warf sich den dunklen Morgenrock über, einer ihrer ersten Grüße sollte der toten Tochter gelten, der Tochter, der sie heute zum letzten Male die Hand drücken konnte, der sie zum letzten Male die kalte Stirn mit ihren Lippen berühren durfte.

Sie trat in das Zimmer, in dem Bianka aufgebahrt lag. Die Kerzen waren fast heruntergebrannt; sie flackerten unruhig und streuten ihren zuckenden Schein über das gelbe, starre Antlitz Biankas, über die gefalteten, wächsernen Hände.

Mit einem leisen Schrei fuhr Frau Vallentin zurück. Sie faßte sich an die Stirn, rieb sich die Augen, sie starrte auf die Tote, deren Antlitz noch immer die friedlichen Züge aufwies. Sie sah die beiden Zöpfe, die über die Schultern hingen, aber sie waren nicht mehr dunkelbraun, sie waren schneeweiß. Und ebenso schneeweiß war auch das Haar, das in Scheiteln über der Stirn lag, ebenso weiß die feinen Härchen, die sich dort ringelten.

Frau Valentin trat bebend näher, griff nach dem weißen Haar, rieb sich wieder die Augen und stürzte dann davon, um den Gatten zu rufen. Der kam und überzeugte sich auch, daß über Nacht das schöne, dunkle Haar vollkommen weiß geworden war.

Die Nachbarn kamen, man staunte, man tauschte allerhand Vermutungen aus. Und schließlich rief einer den Arzt herbei. Sein Blick war unsicher. Dann ging er rasch davon und kehrte nach wenigen Minuten wieder zurück. Er schickte alle Anwesenden aus dem Zimmer, er blieb mit der Toten allein. Ein feines, dünnes Messer blitzte in seiner Hand, dann faßte er nach der rechten Hand der Toten und schnitt ihr die Pulsader durch.

Sekundenlang hoben sich die Lieder von den geschlossenen Augen, ein leiser, weher Seufzer ging durch den Raum, dann schoß ein roter Strahl über das weiße Decktuch des Sarges.

Der Starrkrampf war gehoben. Erschüttert erhob sich der Arzt und suchte Frau Vallentin auf, schonend teilte er mit, was soeben geschehen.

„Ein Starrkrampf hat sie befallen. Ich hoffe, sie wird genesen."

Frau Vallentin stürzte ins Zimmer. Noch war das Antlitz der Tochter von gelblichem Ton, aber die Züge waren wild verzerrt und aus dem Munde der Bewegungslosen kam ein qualvoller Schrei:

„Nicht begraben werden!"

Die Qual der letzten Stunden hatte der Scheintoten, deren Lippen durch den Krampf geschlossen worden, das Haar gebleicht. Sie hatte die Worte der Mutter gehört, sie hatte gefühlt, wie man sie in den Sarg gelegt und konnte nicht reden.

Qual, grenzenlose Qual!

Unterredung mit Ausländern.

Berliner Brief.

Hier kommen sie alle her, die Deutschland bereisenden Ausländer. Berlin gehört zum Programm. Und wenn sie Berlin gesehen haben, sagen sie, sie hätten Deutschland gesehen. Was dabei für Deutschland herauskommt, kann man sich denken. Um nach Möglichkeit an meinem Teil aufzuklären, fand ich mich denn bereit, den mir von Freunden gemeldeten Mr. H. aus Chicago in seinem Hotel aufzusuchen. Ich fand einen quicklebendigen „besseren" älteren Herrn, der mich mit der wohlwollenden Freundlichkeit empfing, mit der ein gutmütiger satter Mensch im allgemeinen seinem Mitmenschen, dem es nicht hervorragend geht, zu begegnen pflegt. Das Gespräch bleibt oberflächlich, dreht sich um die gemeinsamen Bekannten drüben, die Ueberfahrt. O, ihm gefällt es in Deutschland, so rührig, so tätig, so tüchtig . . .

Aber jeder Vertiefung weicht er geschickt aus. Natürlich muß ich mit ihm den Abend verbringen. Im Hotel werden wir außerordentlich respektvoll behandelt, jede Weisung des Mr. H. wird mit tiefem Bücking ent-